

Ein Tag aus den Vogesenkämpfen.

In einem der weitgetünchten Häuschen des französischen Grenzortes Senones war der Brigadeführer mit seinen Offizieren versammelt.

Auf dem höchsten Bauernhof vor ihnen lag die deutsche Generalstabstabelle, mit deren Hilfe der General die nächsten Operationen erklärte.

„Sie haben gehört, meine Herren, der Herr Divisionär wünscht noch heute die Räumung der Höhe 818 vom Feind. Das nordwärts liegende Regiment hat seinen Befehl erhalten, mit seinem ersten Bataillon von Mouffey heranzuziehen, wir werden den Vorposten der Höhe 818 von Senones aus verdrängen. Ob die Artillerie in Affien treten kann, ist bei dem schwierigen Gelände fraglich. Die Hauptarbeit wird wohl auf uns kommen. Nun erden Sie, bitte, das Weitere an...“

Eine Viertelstunde später rückten die ersten Kompanien aus ihren Quartieren ab.

Die schwarzblauen Vogesenberge standen im lodernen Brand der Septembersonne. Das Tal zwischen den Höhen zog sich wie ein gelberes Silberband in das Talnengrün hinein. In den Bauerngärten zur Rechten und Linken der Straßen blühten die letzten Äpfel in weissen, roten und gelben Farben. Die meisten Bewohner waren landeinwärts geflüchtet. Nur wenige kümmerliche Frauen und schwarzhaarige Kinder schauten unter den runden Toren der alten Häuser verängstigt auf die Feldtruppen, die still und energisch gegen die bewaldeten Höhen rückten.

Die zweite Kompanie unter Hauptmann F. hatte die ersten Tannen erreicht und trat nun, nach allen Seiten gesichert, in den wohligen Schatten ein.

Sechs Wochen schon ging es hier an der Westmark des Reichs im Kreis herum. Bei Marck und Saales, bei Provencheres und St. Die war erbittert gekämpft worden. Den Feind hatte man allenthalben westwärts gedrängt, von großen entscheidenden Siegen konnte in dem bewaldeten Bergland jedoch keine Rede sein.

„Was haben wir viel, wenn wir 818 besetzen“, wandte der Hauptmann sich an den neben ihm schreitenden Oberleutnant G. „Am nächsten Tage sitzen die Büschel auf irgend einer anderen Kuppe und schießen die besten Leute uns weg. Der Satan hole den Buschkrieg samt allen Franzosen.“

Eine Patrouille trat an den Redenden heran: „Weide geforsamt, achthundert Meter von hier ist ein feindlicher Posten bemerkt worden. Die Gegend um Haut Jeudon scheint von den Franzosen besetzt zu sein...“

Der Kompanieführer gab sofort die erforderlichen Befehle. Die auf dem steilen Karrenweg bis dahin ziemlich geschlossen vorgehende Abteilung trat auseinander und verteilte sich in einzelnen Zügen rechts und links von dem Pfad. Die Gewehre wurden schubbereit entriegelt.

Alles ging schnell und vorchriftsmäßig wie auf dem Exerzierplatz zu.

Nach etwa vierhundert Metern kräftigen Steigens fuhr plötzlich ein strenger Ton über die Köpfe der aufgelösten Kolonne hin. Der erste Schuß! Woher kam er? Wo war der Feind?

„In Dedung vorwärts, marsch, marsch!“

Die Mannschaft begann in fieberhafter Erwartung zu klettern. Jetzt wurde es Ernst. Der Feind war in unmittelbarer Nähe und suchte den Vormarsch gegen 818, wo nach den Angaben der Division das Gros lag, zu sperren.

Schon vor man nahe dem Punkt 746 der Karte, bei dem man mit dem von Mouffey anrückenden Bataillon zusammentreffen sollte, da begann es mit einem Male aus allen Ecken und Winkeln zu feuern. Die Kugeln prasselten wie Hagelkörner in die vorwärtsdrängende Kompanie. Von allen Seiten piff es und klaffte es. Sogar aus den Baumkronen kam der Regen in klirrenden Massen herab.

Französische Infanterie und die gewandten Chasseurs Alpins hatten, wie immer in diesem tödlichen Gebirgskampf, den Gegner herantommen lassen und überschütteten ihn nun aus guter Deckung mit ihrem berückelnden Regen. Besonders den Chasseurs glückte mancher vorzügliche Treffer. Hoch oben in den Wipfeln der Nichten und Buchen saßen sie festgeschnallt und sandten aus ihrem grünen Versteck Kugel um Kugel unter die Deutschen.

Schon fürchte der moosige Waldboden sich mit dem Blut der ersten Verwunden und Toten.

Gleichwohl hielt die Kompanie stand. Unter dem belebenden Zuruf der Offiziere rümpfte sie vorwärts. Mit aufgeschlagener Bajonett, auf den Lippen das dröhnende Hurra, trieb sie den Feind vor sich her, der nun erschreckt durch die Wälder des Gegenangriffs, nach allen Richtungen zerfloh.

Hauptmann F. sammelte bei Punkt 746 seine Leute. Der jähe Lieberall hatte sichtbare Lücken in die Reihen gerissen. Die Sanitätsmannschaft, die nun wohl auch auf dem Weg in das Kampfgebiet war, würde bei genügend haben. Drei Leutnants fehlten. Auch Oberleutnant G. hatte einen Streifschuß am Handgelenk erhalten, der ihn jedoch nicht kampfunfähig machte...

Die Sonne war über den Mittag hinaus, als die Kompanie mit dem Bataillon des Schwaberegiments zusammentraf.

Major und Kompanieführer verteilten die Arbeit. Ein Frontalangriff allein auf die steil ansteigende Höhe 818 würde den erhofften Erfolg nicht haben. Besonders dann nicht, wenn der Gegner den Sturm mit Geschützfeuer abriet.

Oberleutnant G. erhielt den Befehl, in scharfer Rückenlinie die Schwere gegen das Forthaus des Bois de la Croix vorzugehen und den Feind, wenn möglich, von hinten zu fassen. Die gelichteten Züge der Kompanie wurden aus dem Bataillonsbestand ergänzt.

Major von B. übernahm mit drei Kompanien den Frontalangriff. Hauptmann F. suchte von fern her den linken feindlichen Flügel aus seiner Stellung zu drängen.

In breitgezogenen Linien schwebten die Truppen auseinander. Das Feldgrau der Uniformen bot vorzüglichen Schutz. Die Leute verzweifelten zwischen den Ginsterbüschen und Buchenhecken wie graue Schatten, die mit unbewegtem Auge taum zu erkennen waren.

Schon war es Spätnachmittag. Die Spitzen der Tannen im Forêt de Celles begannen sich purpurrot zu färben. Da und dort hing ein wabender Nebelschleier aus den tief unten liegenden Tälern zu den Höhen heraus.

Die Kompanien des Majors von B. hatten in breitem Angriff sich gegen 818 vorgearbeitet, als plötzlich ein langer, heulender Ton die Luft durchschneit und in einem heftigen Krachen erstarb. Nun folgte Schlag auf Schlag. An allen Rippen dröhnte und donnerte es hin. Aus allen Tälern schien das Geheul emporzukommen und an den Tannenwänden sich fortzuspännen. Immer heftiger, immer wütender wurde das Getöse.

Der Feind hatte den Anmarsch entdeckt und warf in rasendem Feuer Granaten und Schrapnell auf die todernüchtern Vorwärtstretenden hinab. Der Boden zwischen den kämpfenden wurde von den Geschossen zerwühlt. Erde und Gras wirbelte auf Entwurzelte Hinterbüsche flohen wie Kinder Spielbälle umher.

Hinauf ging es im Sturm. Nun setzte das Gewehrfeuer aus den Schützengräben am Vergleich ein, und drohnend schmetterte das Led-Lad-Lad der Maschinengewehre in stöhenden Rhythmen.

Die Reihen der Deutschen lüchelten sich merklich. Die oben in den gesicherten Gräben hatten es gut. Die waren ihr Blei auf die freien Stellen, auf die atemlos Stürmenden und sahen selbst in ihren Verlässigen wie wilde Vögel in ihren Nestern.

Zweimal, dreimal mußten die Kompanien zurück. Wenn nicht bald Hilfe kam, gleichviel woher, war der verlustreiche Tag vergeblich!

Major von B. erwog, ob er zum viertenmal den Befehl zum Stürmen geben sollte. Bei Gott, es war nicht einfach, die braven Leute, die sich so wieder schlugen, in den Geschloßhagen zu treiben. Und wenn schon, würden die neuen Opfer noch einen Sinn haben?

Mit einem Male riß ein andersgearteter Donner ihn aus seinen Gedanken. Ein neuer Ton erklang in der wilden Kriegssymphonie, ein drausendes Dröhnen, das wie ein Unwetter sich gegen die feindlichen Batterien dort oben wälzte.

Die deutschen Geschütze waren in Stellung gekommen und schossen ihre Granaten mit wundervoller Sicherheit auf den Berg.

Zu gleicher Zeit geschah etwas anderes. Es war zunächst ein plötzlichliches Stoden des feindlichen Gewehrfeuers. Dann folgte ein jähes Erheben aus den Gräben, und schließlich ein wildes, verzweifeltes Frieren. In roten und blauen Farben stürzte es aus dem Boden heraus, stürzte hinweg über das Stückchen Richtung im Rücken und taumelte hinein in den schon nachtdunklen Wald.

Gottlob! Der Hauptmann B. atmete auf. Die Flankbewegungen der Deutschen waren im letzten Augenblick gescheitert. Von rechts her führten die Leute des Leutnants F. von links herauf drang die Kompanie unter Hauptmann G. und stürzte dem fliehenden Feind entgegen.

Nun gab es dort kein Halten mehr. Unter dem Feuer der Deutschen brach die ganze französische Stellung zusammen. Ein letztes verzweifeltes Kämpfen an den Gegenangriff, nach allen Richtungen zerfloh.

Die Höhe 818 war deutsch! Wie Siegesfanfaren bliesen die Hörner zum Sammeln.

Am Abend traf Hauptmann B. bei den eroberten Batterien mit seinen Offizieren zusammen. Mancher von ihnen wurde vermisst, darunter auch Leutnant G. Sie fanden ihn mit durchschossener Brust bei der Losette des letzten Geschützes. Doreben lagen fünf junge Krieger, alle so still und stumm wie ihr tapferer Führer.

Bei den Nichten bereitete man ihnen den letzten Ruheplatz. Das Grab erhielt ein einfaches Kreuz aus den Splintern einer zusammengebrochenen Tanne. Obenauf legte man einen Helm, ein paar verpödete Bergblumen schmückten den Stamm.

Als die erste Arbeit beendet war, ging voll und groß der Mond über dem Bergwald auf. Sein klares Licht verdunkelte die kleinen Laternen der Sanitätsmannschaften, die auf den Hängen und zwischen den Bäumen die Toten und Schwerverwunden des Kampfplatzes suchten.

Oben auf der Höhe aber flammten die Wälder auf. Ein Fines neben dem andern. Und dazwischen lag die blühende Schar, in Feindesland und doch so nahe der Heimat, der sie auch heute ihr Bestes gegeben hatte...

Ihr Totenfest.

Stimme von L. Wango.

Vom hellsten Gelb bis zum tiefsten leuchtenden Rot flammte der verblühende Wald. Strahlend, wolkenlos blau der Himmel; fast warm brannte die Sonne. Es war keines der Herbstbilder von Sterben und Vergehen, wie sie die Natur sonst um diese Zeit zu malen pflegt, das sich den Augen der sinnenden Frau bot, die auf dem Balkon des schmalen Hauses stand. Wie hineingeschmiegt in die bunte Blätterpracht am Fuß des sanft ansteigenden Hügel, leuchtete das Haus. Weit hinein ins Land sah man; sah die breiten, schimmernden Wogen des alten deutschen Rheines, die sich bedächtig wie immer vorwärtsrollen, als trauften nicht leiser denn je zuvor wilde Kampfweisen an seinen Ufern.

Das schöne Bingen dehnte sich zu Füßen der Schauenden hin, dieses entzückende Nest, das ihrem Glück zum Paradies geworden war. Vom Wasser auf fliegen lieh, zitternde Nebel-Schwaben; oder verklärten die heißen Tränen, die sich der einsamen Frau in die brennenden Augen trängten, den Sonnengauer der lichtfüllen Landschaft, daß es sich nun doch wie ein gedämpftes Ähnen des nahenden Vergehens hernieder senkte auf die trügerische Sonnensprache?

Gegen den Willen der Eltern, gegen das Wünschen eines ganzen Familien, in sich gefestigten Kreise hatte er sein junges, blondes Weib zu feind in die Arme gerissen — einer Welt zum Trotz! Er, der reiche, schneidende Patriziersohn, und sie, die Schauspielerin, die „Bettelpriesterin“, ohne Familie, ohne Namen noch, ohne Vermögen, die ihn nur liebte, wie man liebt, wenn Jugend sich selig zu Jugend findet. Ihr Ideal, ihr Glück, ihr Befreier aus harten Lebenskämpfen, ihr Kamerad und Lehrer — all das wurde ihr der Gotte, der sie ganz und gar einspann in seine Liebe. Seine Schülerin ward sie, das ungebildete, oberflächliche Mädchen, in dem doch ein so richtiger Kern steckte. Und der feinfühnige, geistig hochstehende Mann verstand es so gut, diesen Kern loszuschälen aus den harten Hüllen, die ein Leben, wie das ihre es bis jetzt gewesen, darum gelegt.

Sie verzugerte sich und ihr Glück in das kleine Haus am Rhein, das sein Erbteil von der Mutter her war.

Im Frühling war's wie ein Traum, wenn die Leppigkeit der erwachenden Natur verwehenderisch ein Blütenmeer um sie ausbreitete, sie einhüllte in Duft und bezaubernde Farben, Sonne und strahlende Helligkeit; im Sommer ein wonnenvolles, leuchtendes Genießen aller der Wunder, die sie reifen gehen; im Herbst ein immer neues, jubelndes Staunen über die Herrlichkeit des Farbenraufes, der sich vor ihren Augen entrollte. Und kam dann das Dämmern, der Winter, dann rückten sie noch enger zusammen in dem kleinen, traulichen Haus, und nun spannte sie erst recht der stille Zauber eines reinen, vollen, starken Menschenglüdes ein, das kein Mißton störte. Keiner! Das rechte, lachende kleine Mädchen, das sich als brüderlich ihnen zugesellte, das der Mutter Augen und des Vaters Haar hatte, erhöhte noch die Harmonie ihres Lebens.

„Ein Traum von Glück“, sagte die einsame Frau mit zuckenden Lippen ganz laut und schrak zusammen vor dem rauhen Laut ihrer Stimme. So hatte er ihre Ehe immer genannt und ihr selig die Hände geflüßt. Und als er sich löstrennen mußte, weil sich in ihre Glückseligkeit der grelle, laute Kriegsruf gedrungen war, da hatte er ihr strahlend geblickt, und in seinen Augen war ein so helles Leuchten gewesen, daß es ihre jammervolle Trübsallosigkeit übertraf.

„Du darfst nie trauern, Lisa, nie,

das mußt du mir versprechen, wie immer es auch kommen mag. Ich bin ein beneidenswerter Mensch gewesen in all den Jahren unserer Zwiesamkeit, und das Schicksal meint es gnädig mit mir, weil es den Alltag für alle Zeit aus meinem Leben ausschaltet — daran sollst du denken! Und an unser Kind, dessen sonniges Lachen du hüten mußt! Trauern, Lisa! Laß dem Kinde sein Lachen! Mach' einen fröhlichen Menschen aus ihm, auch wenn ich dir nicht helfen kann!“

Die Frau schloß die Augen. Wie schwer das war, wie namenlos schwer! Auf ihr Leben hatten sich tiefe Trauertiefen gesenkt, ihr Licht war verloscht. Als Held war er gefallen. Ja, aber nun stand sie allein, traktlos, mutlos, ohne ihn, ohne seine Liebe, die ihr Schutz und Schirm gewesen! Und sollte nicht trauern! So hatte er's verlangt! Die andern, die gingen heute zu dem Hügel, der ihr Liebste birgt, schmüden ihn und weinen sich das heiße Weh von der Seele. Das ist ihr verwehrt.

Fremdwo in fremder, von heissem Blute rauchender Erde, fern von der Heimat, die er so geliebt, schläft ihr Liebster den ewigen Schlaf! Ihre Hand kann nicht lieblosend die Erde berühren, die ihn deckt. Keine Blumen schmüden sein Grab! Kein Licht wird ihm entzündet! Und sie hier, sie darf auch heute keine Totenfeier halten, wenn sie in seinem Sinne handeln will, das weiß sie! Er, der ein Lebensbejaher gewesen, ihm war das Leben und die Lebenden das Höchste und Heiligste. Der Toten liebevoll gedankt, aber der Erinnerung keinen so breiten Raum gönnen, daß war, was war, in hoher kommt mit dem, was ist! Weitergehen, stark sein und das Leben zwingen! Wie oft, wenn sie zu Gedanktagen über den Kirchhof gegangen waren, hatte er ihr das gesagt! Keinen Totenkult! Keine Trauertreibung! Leben, sich daran freuen und seine Pflicht tun — das war das Evangelium ihres Liebsten gewesen. Mit ihm schien das Befolgen so leicht — ohne ihn so jammervoll schwer!

Die Frau schrak auf. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit umschlang sie das etwa sechsjährige, dunkelhaarige Mädchen, das sich leise herangeschlichen. „Mutter, geht — heut ist Totenfest!“

„Ja, Ruth!“

„Warum gehen wir dann nicht auf den Friedhof wie die anderen, Mutter, für den armen Vater beten?“

„Dein Vater ruht dort nicht, Liebste, und für ihn beten können wir hier, wo uns alles an ihn erinnert, wo er immer bei uns ist, noch besser!“

„Ja, aber die alte Martha sagt, heute muß man für die Verstorbenen Lichtchen anzünden, ihre Grabsteine schmücken und beten für ihre armen Seelen.“

„Dein Vater hat keine arme Seele, Liebste, der hat eine stolze, starke, freudige Seele!“ sagte die Frau, und zwang machtvoll das Schluchzen zurück, das sie immer wieder zu übermännern drohte.

„Aber, wer schmückt denn Vaters Grab, Mutter?“ sagte die Kleine mit einem rührenden ersten Ausbruch.

Die Frau preßte das Kind fest an sich: „Das sind äußerliche Dinge, Ruth! An die, die nicht mehr sind, denken mit aller Innigkeit und Dankbarkeit und immer so leben, als ob sie noch da wären und sich darüber freuen könnten, siehst du, das ist die schönste Totenfeier, die wir Menschen haben. So dachte auch dein Vater! Ganz verstehen wirst du das freilich erst viel später, mein kleines Mädchen.“

„O, ich weiß schon, was du meinst! Ich muß immer brav sein, als ob Vater es sehen könnte, geht?“ sagte das Kind allick. „Aber, wird denn der Vater auch sicher nicht traurig sein, Ruth, wenn auf allen anderen Gräbern Lichtchen brennen und Blumen liegen, und nur auf dem seinen ist alles leer und dunkel?“

„Solcher Gräber gibt es heute viele, viele, Ruthchen, so viele, wie du's dir gar nicht denken kannst! Und auf ihnen allen flammen viel hellere Lichter, liegen noch viel schönere Blumen — das sind die dankbaren Wünsche der Menschen, für welche sie, die da unten liegen, gestorben sind!“

„Sieht Vater denn das im Himmel, Mutter?“

„Ja, Ruth, er sieht es und freut sich! Und wir hier, wir wollen jetzt das schönste Laub im Wald suchen und es um Vaters Bild winden und von ihm sprechen und an ihn denken — so will er, daß wir Totenfeste feiern, Ruth!“ Ganz leise sagte es die Frau, aber es klang wie ein heiliges Versprechen.

— Aus dem Gerichtssaal I. Richter (zu einem Genossenschaftsmitglied): Jetzt stehen Sie schon wieder vor Gericht, weil Sie zwanzig Paar Wäsche gestohlen haben. Und Sie hatten doch so gute Vorsätze!

Auf der Feldpost an der Front.

Von Fritz Miller.

Man hat unfer Feldpost allerhand gesagt. Da und dort habe es gefehlt, hieß es. Aber daß es ihr an Mut gebräche, hat keiner behauptet. Was ich erzählen möchte, soll das und andres unterstreichen.

Als ich in der westlich am weitesten vorgeschobenen Eisenbahnstation auf Feindesboden ausstieg, vermute ich auch dort die letzte Post. Aber die war noch 21 Kilometer weiter. Es ist in diesem Krieg wie bei der friedlichen Verkehrserschließung neuer Länder: Die Eisenbahn macht den allgemeinen Vorstoß und die Post den Bajonetangriff.

„Aber ist's dort draußen nicht gefährlich?“ fragte ich einen Postmann. „Er zuckt die Achseln. An seine Waffenrüstung sieht er hinab. Das Wort Gefahr ist auch für unfer Post in dieser eiserne Zeit gestrichen.“

Wo die Post ist, kann ich auch sein, dachte ich. Fünf Stunden fuhr ich mit den fünfzig Wagen der Arcubantillon in den Herbsttag hinein. An die vierzig Male wird mein Ausweis streng verlangt und milde wieder zurückgegeben. Endlich halt in einem armseligen Dorf.

„Das Postamt, bitte?“

„In der Dorfstraße, Herr.“

„Bei der Kirche, meinen Sie wohl?“

„Nein, drinnen.“

Der Postvorsteher stukt bei meinem Anblick. Ein Zivillist ist etwas Ungeohntes und — Verdächtiges an vielen Wänden des gebarnigten Deutschlands. „Zhren Ausweis, bitte!“ Und mein geduldigste Papier macht gehorsam wohl den fünfzigsten Knick an diesem Tage auf und zu.

Ich habe es gut getroffen. Die neuen Postfächer sind noch nicht da. So hat der Postvorstand ein wenig Zeit für mich. In der Postkirche führt er mich herum und zeigt mir dies und das.

Da ist eine große Tafel an der Wand: „Jesus mort a la Croix.“ Darunter ein Tisch. Auf dem erliegt sich die ausgehende Post. Soldatenbeten schleppen sie aus den umliegenden Dörfern und Schützengräben herbei. Es sind die Heimatgrüße einer ganzen Division nach Deutschland.

Auf dem Boden sind große Holzrahmen. Jeder Rahmen nimmt die ankommende Post für einen bestimmten Truppenteil auf. Eben wird ein Postfach ausgeleert. Karten, Briefe und Pakete fliegen mit sicherem Schwingung durch das Kirchlein in die einzelnen Rahmen. Jetzt macht der Verteiler eine Pause. Zweifelsnd stand er eine Adresse.

„Wie der einmal ungenügend“, erlauthert der Vorstand, „kostet vielleicht acht Tage Verfahrten und Fragezeit.“

„Und acht Tage länger muß der Soldat auf das ersehnte Lebenszeichen von zu Hause warten“, fügte ich bei.

„Und dem Absender hätte eine genaue Regimentsnummer kaum so viele Sekunden getostet. Verlassen Sie sich darauf, das trägt der Feldpostvotender eine wütende Beschwerde ein, und irgendein wird es in einem Blatte heißen, die Feldpost habe glatt versagt.“

„Sie meinen also, die Klagen über die Feldpost seien unberechtigt?“

„Wenigstens zum größten Teil an die falsche Adresse gerichtet. Wir können nichts dafür, wenn ein Regiment in kurzer Zeit zwei seinen Standorten zwischen Frankreich, Belgien, Rußland und Galizien wechseln muß. Dazu kommt, daß gut dreimal soviel auf den Kopf geschrieben wird wie Anno Siebzig.“

„Eine Frage: Wie hat sich denn die Erhöhung der Gewichtsgrenze für Feldpostbriefe auf eine Pfund bewährt?“

„Gut, sehr gut. Ich muß heute darüber berichten. Wir haben weniger Arbeit. Die Leute lassen jetzt in eins zusammen, was wir vorher in einer Menge kleiner Einzelsachen behandeln mußten.“

„Gefallen“, las ich, „Vermißt“, „Luzaretti M.“ „Bedrückt mich mein Bild über die Namen der Abwesenden: Marie Herbst.“ „Frau Anna Stark.“ „Lauter Mütter, lauter Lieble.“

„Und wie ich jetzt umschaute, sah der Postvorsteher auf den Altarstufen und arbeitete.“

„Vor der Marienstatue blaute es von Wohlwollungen. Es schien, als schwebte sie auf Wolken. Von den Kirchenlüttern hingen Schnüre zur Pakete. War es nicht, als trüfte Trost daran herab? Die Feldpostbriefe knisterten, und die Karten bogten sich. Stille Hände langten aus den Bergen von Papier, fochten die Finger ineinander und beteten in weichen. Wie Wehrauchschwaden stiegen die Wünsche aus der Heimat aufwärts.“

„Woh! komm's aus dem Dorf in unfer Kirche getont. „Man meint, es käme ein Zug an“, will ich eben lächelnd sagen. Aber schon vorher macht es Bumm!, und jetzt ist es der Postvorsteher, der über mein Gesichtsfenster lächelt.“

„Geweiß“, sagt er, „das war eine französische Granate aus dem vorderen... fort. Sehen Sie, dort drüben hat sie über dem Dorf eingeschlagen.“

„Und Ihre Postbehörde setzt Sie mitten ins Bereich der Granaten?“

„Meine vorgesezte Behörde ist jetzt das Armeekommando, Herr, und das wird an Granatfeuer im allgemeinen nichts aussetzen haben. Es ist außerdem nur Streufener.“

„Woh! — bumm! Eine zweite Granate hat an derselben Stelle hinter dem Dorf eingeschlagen. Mir wird es doch ungemütlich.“

„Sie werden sich bald daran gewöhnen haben“, sagte der Vorsteher freundlich, „wie ich und meine Leute — sehen Sie.“

Er zeigt nach innen. Dort ordnen sie gleichmütig die Briefe und Karten, hantieren mit dem Blaustift und schauen taum auf.

„Und Sie müssen hier mit Ihrem Postamt ungemächlich bleiben?“

„Allerdings. Der Stab, der sich auch in diesem Dorf befindet, hat schon zweimal sein Quartier im Dorf gewechselt, je nach der Einschlagestelle der Granaten, und gestern haben sie ihm eine Hütte auf das freie Feld gebaut. Aber ich bin nicht so wichtig wie der Stab. Ich muß in meiner Kirche bleiben, und die Kirche beim Dorf lassen, Herr.“

„Und ruhig geht er an seine Arbeit, dreht sich aber nochmal um: „Vergeßten war's noch schlimmer“, sagte er, „das Infanterieregiment kam bis auf wenige Kilometer her. Wir hatten schon alle amtlichen Postfächer und das Geld zusammengepackt, um es mit dem Auto fortzubringen. Die ändern Briefe aber — wir kriegen bis zu 200 bide große Postfächer im Tag — gingen nicht mehr drauf. Da sitzen einige Mann zurückbleiben, um die Briefschaften im letzten Augenblick mit Petroleum zu übergießen, alles anzünden und dann auch mit den Rädern zurückzufahren. Da kam gerade noch rechtzeitig die Nachricht, daß der Feind zurückgeschlagen war, und wir blieben wieder in der Kirche.“

„Woh! Diesmal ohne Bumm, weil sie nicht explodierten. Der Postvorsteher hatte wirklich recht: man gewöhnt sich daran.“

„Wir sind noch lange nicht die Zapersten“, sagt der Vorstand weiter, „vor B. legen unfer draven Soldaten drei Tage lang in den Schützengräben und durften nicht heraus. Da benutzen unfer Postkollone eine Geschichtspause und ritten mit Halbi mitten hinein, verteilten in fliegender Eile Feldpostkarten — Herrgott, gab das ein Hallo — und gaben den Soldaten in den Schützengräben fünf Minuten Zeit, um einen getrigelten Bleistiftzug in die Heimat zu schicken. Dann ritten die Postkollone wieder heraus. Nicht zu früh. Denn gleich begann das Knallen wieder.“

„Ich warf noch einen Blick in die Satteltaschen. Ein kleiner Berg von benutzten Postfächern lag da. Ein junger Mann arbeitete fleißig mit dem Farbstift. Er unterstrich den Absende-Ort. „Lauter zurückgehende Sachen“, sagte er und wies auf Truppenermerte an den Stülten.“

„Gefallen“, las ich, „Vermißt“, „Luzaretti M.“ „Bedrückt mich mein Bild über die Namen der Abwesenden: Marie Herbst.“ „Frau Anna Stark.“ „Lauter Mütter, lauter Lieble.“

„Und wie ich jetzt umschaute, sah der Postvorsteher auf den Altarstufen und arbeitete.“

„Vor der Marienstatue blaute es von Wohlwollungen. Es schien, als schwebte sie auf Wolken. Von den Kirchenlüttern hingen Schnüre zur Pakete. War es nicht, als trüfte Trost daran herab? Die Feldpostbriefe knisterten, und die Karten bogten sich. Stille Hände langten aus den Bergen von Papier, fochten die Finger ineinander und beteten in weichen. Wie Wehrauchschwaden stiegen die Wünsche aus der Heimat aufwärts.“

„Wer hatte mir doch gleich gesagt, die Benutzung der Kirche als Post werden von der Bevölkerung als eine Entweihung aufgefaßt. Nein, das war nicht wahr; die Arbeit in der Kirche war schon auch ein Gottesdienst.“ „Woh! — bumm.“ „nur, daß des Herrgotts Orgeln diesmal draußen spielten.“